

# VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 17

Schwerpunkt: Medikalisierte Kindheiten. Die neue Sorge um das Kind  
vom ausgehenden 19. bis ins späte 20 Jahrhundert

Herausgegeben von

Elisabeth Dietrich-Daum, Michaela Ralser und Elisabeth Lobenwein

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2018



Peter Steinkamp, Ulm (Rez.)

**Otmar JUNG,**  
**Als Truppenarzt an der Ostfront.**  
**Feldpostbriefe von Dr. Walther Jung an seinen älteren**  
**Schwager Josef Reichardt, 1941–1944**  
(Würzburg 2017: Königshausen & Neumann) 647 S., EUR 48,00.  
ISBN 978-3-8260-6093-9

Feldpostbriefe sind in der Geschichtswissenschaft nicht unumstritten. Der Wert als historische Quelle wird kontrovers diskutiert. Ihre eigentliche, ihre soziale Funktion in der Interaktion von Verfasser und Empfänger überlagert allzu oft den Aussagewert des tatsächlich Geschilderten und Erlebten, so ein Argument. Dennoch werden seit den 1980er-Jahren immer wieder Feldpostsammlungen publiziert und rezipiert, insbesondere aus den beiden Weltkriegen und verstärkt aus dem Zweiten Weltkrieg. Indes, nur die wenigsten der Verfasser waren Ärzte. Die wohl bekannteste Ausnahme ist die Sammlung der Feldpostbriefe von Horst Rocholl, einem Truppenarzt, der zuletzt in Stalingrad eingesetzt war.<sup>1</sup> Nun legt der Jurist Otmar Jung (\* 1947), der bis 2012 Politikwissenschaft und Zeitgeschichte an der Freien Universität Berlin lehrte, eine ausführlich kommentierte und kontextualisierte Edition von Feldpostbriefen eines Truppenarztes im Zweiten Weltkrieg vor. Die Besonderheit: Der 2010 verstorbene Briefeschreiber Walther Jung (\* 1913), nach dem Krieg langjähriger Leiter des Staatlichen Gesundheitsamtes Würzburg, war der Vater des Autors. Das hat viele Vorteile, aber auch einige Nachteile für den Leser/die Leserin. Das Buch mutet einem einiges zu.

Die vollständig abgedruckten insgesamt 124 Briefe (und Feldpostkarten) nehmen auf den fast 700 Seiten des Buches 140 Seiten ein. Sie haben einen zeitlichen Schwerpunkt auf dem Jahr 1942 und der ersten Jahreshälfte 1943. Orte des geschilderten Geschehens sind schwerpunktmäßig die Kämpfe um die Festung Sewastopol auf der Krim im Frühsommer 1942 und die Abwehrkämpfe bei Rshew an der Wolga (200 Kilometer westlich von Moskau) seit Sommer 1942, die Walther Jung als Truppenarzt bei einer motorisierten Abteilung der 72. Infanteriedivision erlebte. Bis auf wenige Ausnahmen ist der Empfänger der Briefe stets der gleiche: Josef („Rolf“) Reichardt, der Ehemann von Jungs ältester Schwester Carola. Der zwanzig Jahre ältere Maler und Zeichenlehrer an bayerischen Gymnasien war dem jüngeren Schwager seit dessen Schulzeit väterlicher Freund. Reichardt war bereits im Ersten Weltkrieg Soldat gewesen, zuletzt als Leutnant Kompanieführer. Im Zweiten Weltkrieg diente er seit 1940 bei verschiedenen Heimatdienststellen in Ingolstadt und Augsburg.

Wir haben es also mit Feldpostbriefen zu tun, die von einem Soldaten an der Front an einen erfahrenen Soldaten in der „Heimat“ geschrieben wurden. Entsprechend werden durchaus recht offen auch fachliche Schilderungen und Erwägungen militärischen Inhalts thematisiert.

---

<sup>1</sup> Jens EBERT, Hg., Ein Arzt in Stalingrad. Feldpost und Gefangenenpost des Regimentsarztes Horst Rocholl 1942–1953 (Göttingen 2013).

Dies ist beispielsweise in Feldpostbriefen an Ehefrauen oder Eltern üblicherweise nicht der Fall und macht mit den besonderen Wert der Briefe Walther Jungs aus, dem dies durchaus bewusst gewesen war, schreibt er doch etwa dem Schwager wiederholt Sätze wie „[d]ies ist für Deinen eigenen Gebrauch als alter Artillerist“ (1. Mai 1942, S. 291) oder, kontrastiert, „[a]n Elisabeth [Jungs Ehefrau] schreibe ich vieles, doch nie vom Krieg mehr. Neulich war sie krank vor Sorge und Angst“ (1. Juni 1942, S. 309).

Hinzu kommt ein weiteres Kriterium, das diese Briefe wertvoll macht: die politische Einstellung der beiden Schwäger zum Nationalsozialismus und ihr gegenseitiges Wissen davon. Walther Jung war während seiner ersten drei Semester 1933/34 als Student in Innsbruck einer katholischen Studentenverbindung beigetreten (er wechselte erst Ende 1934 wieder ins Deutsche Reich, nach München) und stand dem Nationalsozialismus eher desinteressiert gegenüber (auch wenn er Ende 1940 als Vertreter eines weiteren Schwagers in dessen Landarztpraxis dort die Aufnahme in die Partei beantragte), während Rolf Reichardt wegen politischer Äußerungen seinen Schülern in Augsburg gegenüber nach einer Denunziation 1936 und 1937 zweimal für mehrere Wochen von der Gestapo in Schutzhaft gehalten wurde. Der Briefeschreiber Jung konnte sich also darauf verlassen, dass auch brisante Äußerungen in seinen Briefen, etwa über Zwangsmaßnahmen des NS-Regimes, vom Empfänger nicht gegen ihn verwendet werden würden. So schreibt er: „Kameraden erzählen mir, die Zahl der Juden im Gouvernement [Generalgouvernement, das deutsch besetzte und verwaltete Polen, P.S.] habe stark abgenommen. Schon im Winter 41/42 waren die Brotrationen in Lemberg für Volksdeutsche, Polen und Juden 5 : 3 : 1“ (29. Oktober 1942, S. 383).

Auch im Kameradenkreis scheint sich Jung gelegentlich mit dezidiert eigener Meinung geäußert zu haben und berichtete auch davon dem Schwager: „Ein Beispiel, wie man es nicht machen soll: In unserer Nähe ist eine Siedlung, der Hauptort der Krimtataren. Bei einem Fest deutscher Offiziere und Beamter weigerten sich Tatarenmädchen, in deutscher Revuetracht (Höschen und Büstenhalter) aufzutreten. Sie mußten drei Tage lang eingesperrt werden und hungern, um kirre zu werden. Ebenso hat man es in X und Y mit Russinnen gemacht. Als unsere Offiziere dies gestern mittag erzählten, erwiderte ich trocken, dies sei kein Mittel, um sich große Sympathie zu erwerben. [...] Und noch ein Beispiel: Wie unermüdlich arbeitete das russische Zivilpersonal, als ich den Chirurgen ins Feldlazarett führte, und wie verächtlich wurde es von uns behandelt. Wenn mein eigener, verehrungswürdiger Chefarzt die Mannschaft antreten läßt und ihr befiehlt, die Russen sind Haustiere und keine Menschen, so brauche ich Dir nichts mehr zu sagen“ (5. August 1942, S. 344).

Ebenso scheute sich Jung auch nicht, dem Schwager das Grauen des Krieges deutlich zu benennen: „Die Bilder von den Kämpfen um Sewastopol sind die schrecklichsten, die man sich ausdenken kann. Kein noch so fanatischer Religionskrieg kann diese Formen annehmen. Man kann es nicht erzählen, man muß es selbst gesehen haben. Widerstandsnester, die gesprengt werden, Berge von Leichen und Verwundeten, Soldaten, Zivilisten, Partisanen, alles übereinander. Verwundete, die verbrennen, Verwundete, die von Autos und Geschützen und Panzern zermalmt werden. Eine russische Militärärztin wollte von mir erschossen werden, sie bat zehnmal um die Kugel. Eine andere, eine Schwester-Leutnant, bat mich um ihr Leben. Ein Oberstabsarzt (Major medical) bat mich um sein Leben. Eine Krankenschwester, der ich zu trinken gab, bat mich um die Kugel, aber ich soll gut zielen. Ein Sanitäter, der mir die Stiefel küßte, schreiende Verwundete, die gerettet werden wollten, aber ich brach vor Rauchvergiftung zusammen, und dann brach die Decke ein“ (3. Juli 1942, S. 334).

Dies alles macht diese Feldpostbriefe so wertvoll, und es ist Otmar Jung dafür zu danken, dass er sie mit seinem Buch der Öffentlichkeit zugänglich macht. So ausführlich er allerdings den Inhalt der Briefe detailversessen und fußnotenbasiert auf über 150 Seiten analysiert, so enttäuschend fällt dann, auch angesichts solcher Beschreibungen wie der obigen über die Kämpfe bei Sewastopol, der Ausblick auf Walther Jungs Leben und Wirken nach dem Krieg aus.

Einerseits enthält uns Otmar Jung zu Beginn seines Buches auf über 250 Seiten aus familiengeschichtlicher Sicht kaum ein Ereignis und kaum ein biografisches Detail der weitverbreiteten Familie Jung (alleine Walther Jung hatte sechs Geschwister) und der ihnen angeheirateten Familien vor, und nicht immer erschließt sich die Notwendigkeit der Erwähnung in Hinsicht auf das Verständnis der Feldpostbriefe. So widmet er sich beispielsweise auf acht Seiten (S. 261–268) und mit 28 teils sehr ausführlichen Fußnoten versehen der Frage, warum eine Schwester Jungs, die in den Feldpostbriefen gar keine Rolle spielt, nicht an der Familienfeier zur Heirat von Walther und Elisabeth teilnahm. Zudem erörtert er dabei auch die Frage, wie und warum es auf der privaten Hochzeitsfeier zu Verstimmungen kam, weil ein Trauzeuge die beiden Väter der Eheleute in seiner Tischrede fälschlicherweise als Direktoren betitelte, nicht ohne dann auch noch quellengesättigt nachzuweisen, warum man die Verwendung dieser Titel tatsächlich als ungerechtfertigt betrachten kann.

Andererseits aber erfahren wir so gut wie nichts darüber, wie sich Walther Jungs Kriegserlebnisse als Arzt auf sein weiteres ärztliches Handeln ausgewirkt haben, auf sein Verhältnis zu den Patientinnen und Patienten etwa. Wir erfahren nur, dass er rasch Karriere in der Medizinalverwaltung Würzburgs machte, ansonsten aber, „wie es so viele andere taten, energisch den Blick ‚nach vorne‘ richtete“ (S. 627). Lediglich die kurze Bemerkung, Walther Jung habe sich „von den Kameraden der Kriegszeit und ihren Treffen“ (ebd.) ferngehalten, lässt etwas erahnen. Ein Befund übrigens, der auch für andere ehemalige Truppenärzte gelten dürfte, die sich, ebenso wie Walther Jung, trotz persönlicher Einladung nicht an den Nachkriegsaktivitäten ihrer Truppenkameradschaften beteiligten.

Dies zeigt aber, wie dringend eine Sozialgeschichte der ehemaligen Truppenärzte und ihres ärztlichen Wirkens und Handelns in der BRD, der DDR und in Österreich geschrieben werden müsste. Otmar Jungs Buch und die Feldpostbriefe bieten dazu für den Anfang schon einmal reichhaltiges Material, das es zu vermehren gilt.